**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

**Redaktion und Expedition:**
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
**Filialexpeditionen:**
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3, L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

**Haupt-Filiale Dresden:**
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

**Haupt-Filiale Berlin:**
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg., Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

**Abend-Ausgabe.**

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

**Nr. 28.** **Freitag** den 16. Januar 1903. **97. Jahrgang.**

## Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 16. Januar.

### Aus dem Reichstage.

Im Reichstage ist die am Mittwoch begonnene Beratung der sich gegen das System der Meistbegünstigungsverträge richtenden Resolutionen von Heyl und Speck auch gestern noch nicht zum Abschlusse gelangt. Bei der Bedeutung der Angelegenheit kann das nicht Wunder nehmen. Wie jedes Ding seine zwei Seiten hat, so hat auch das Meistbegünstigungssystem nicht nur Vorzüge, sondern auch Fehler. Und als einen solchen wird man es sicherlich unter Umständen empfinden, wenn einem Lande, das selber zu wirtschaftlichen Zugeständnissen vielleicht sehr wenig bereit ist, irgend welche zolltarifarischen Konzessionen bloß deshalb in den Schoß geworfen werden müssen, weil entsprechende zolltarifarische Abmachungen mit einem dritten Lande getroffen worden sind. Aber wie lästig auch eine solche Verpflichtung im gegebenen Einzelfalle erscheinen mag, so hat es doch sicherlich kein Bedenkliches, das Kind mit dem Bade auszuschütten, um das Meistbegünstigungssystem mit all seinen durch die jederzeit selbstverständliche Reziprozität gewährleisteten Vorteilen grundsätzlich zu verurteilen. Auf jeden Fall ist doch auch das Meistbegünstigungssystem ein als Notbehelf durchaus schätzenswerter Ersatz für Handelstarifverträge in allen denjenigen Fällen, wo man es mit einem Staate zu tun hat, der von dem Mehrwerte wechselseitig entgegenkommender Tarifverträge noch nicht hinreichend durchdrungen ist. Einem solchen Staate gegenüber mag sich ja ein Zollkrieg gelegentlich als ultima ratio empfehlen, aber eben nur als ultima ratio, da der Zollkrieg mit anderen Kriegen bekanntlich die Eigenschaft teilt, beide Parteien zu schädigen. In der Debatte, die sich vor beschlußunfähigem Hause abspielte, taten die Reden der Abgeordneten Bernstein und Graf Kanitz die Richtigkeit der Ansicht dar, daß eine derartige Diskussion jetzt nur schaden kann. Herr Bernstein sagte viel Wohlbegründetes über das handelspolitische Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, und Graf Kanitz hatte trotzdem Recht mit der Bemerkung, daß dergleichen öffentlich besser ungesagt bliebe; aber gerade er und seine zollpolitischen Gesinnungsgenossen sind es, welche durch ihr Drängen auf den Zollkrieg Aeußerungen provozieren, welche die Gefährlichkeit des Zollkrieges für Deutschland darlegen. Graf Kanitz fuhr damit auch gestern fort, und er stellte dem formalen Stand der handelspolitischen Beziehung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten so unzutreffend dar, daß der Staatssekretär Graf Posadowsky sich zu einer eingehenden Berichtigung genötigt sah. Es ist ein im parlamentarischen Leben einzig dastehendes Verhältnis, daß eine Regierung, welche soeben im Bunde mit einer großen Mehrheit — beim Antrag Kardorff — eine höchst wichtige Aktion durchgeführt hat, nicht einmal dieselbe Mehrheit von Erörterungen über dasselbe Thema abhalten kann, die der Regierung unmöglich erwünscht sein können. Leider wird dieses Thema auch heute noch einmal abgehandelt.

### Römische Hoffnungen in Sachsen.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht die „Frankf. Ztg." eine ihr aus Dresden zugegangene Zuschrift, die sich mit der angeblichen Tatsache beschäftigt, daß in Sachsen das Vertrauen auf den Hof und die Regierung tief erschüttert sei. Es heißt in dieser Zuschrift:

„Die Flucht der Kronprinzessin und ihre Ehestandsgeschichten allein würden das nicht bewirkt haben; erst als man den Fall auch mit kirchenpolitischen Treibereien verquickte, stieg die Hitze aus den Herzen in die Köpfe. Wie Sturmglockenläuten schallte es durch das Land: „Der Jesuit geht um!" — und der Zusammenbruch des kronprinzlichen Familienlebens wurde bekanntlich der leisen Tätigkeit der Frommen dieser Art zugeschrieben. Leute, die bisher vor Devotion erstarben, wollen jetzt plötzlich Männerstolz vor Königsthronen zeigen, und sie wünschen, daß der Landtag über die Zusammensetzung der Hofgesellschaft und wohl selbst über die religiöse Anschauung ihrer einzelnen Gliederaufschluß verlangt. Sie stellen hier ein Ansinnen, wegen dessen jeder Privatmann ihnen die Tür zeigen würde. Der Landtag hat nicht das geringste gesetzliche Recht, derartige Aufschlüsse vom Hof und von der Regierung zu verlangen. Trotzdem hat die letztere bekanntlich vor einigen Tagen die Erklärung abgegeben, daß ein Zusammenhang der kronprinzlichen Familienangelegenheit mit konfessionellen Treibereien und jesuitischen Einflüssen nicht bestehe. Diese Erklärung mag den Tatsachen entsprechen, aber sie wird das Mißtrauen nicht beseitigen. Es erscheint nötig, die Ursachen jener Befürchtungen zu untersuchen."

Dann heißt es über diese Ursachen:

König Georg ist ein strenger Katholik, aber nach der Verfassung besitzt er weder auf das katholische Kirchenregiment noch auf die protestantische Landeskirche den geringsten Einfluß. Alle Verhältnisse der katholischen Kirche in Sachsen sind durch das Oberaufsichtsgesetz von 1876 in die Gewalt der verfassungsgemäß protestantischen Minister gegeben. In dieser Hinsicht liegen die Verhältnisse durchaus klar. Allein man weiß, wie heftig von katholischer Seite gerade gegen dieses Gesetz gehetzt wird, das eine schreiende Ungerechtigkeit gegen die katholische Pflicht des Gewissens und konfessioneller Ehrlichkeit sei. Nach jenem Gesetze darf in Sachsen ein geistliches Amt nur einem Deutschen übertragen werden, der die Entlassungsprüfung auf einem deutschen Gymnasium bestanden und auf einer deutschen Universität ein dreijähriges theologisches Studium getrieben hat. Eine Ausnahme bildet das von der sächsischen Regierung mit Stipendien und Zuschüssen unterstützte wendische Seminar in Prag, dessen Lehrer früher Jesuiten waren. Die Zöglinge dieses Seminars gelangen in Sachsen zur Anstellung. Auch in dem Priester-Seminar in Mainz sind zahlreiche sächsische Priester gezogen. Ob sich wirklich Glieder des Ordens Jesu in Sachsen aufhalten, läßt sich schwerlich feststellen, doch muß man nach den bestehenden Gesetzen und nach der Erklärung der Regierung wohl annehmen, daß sich bei uns kein Jesuit in irgend einem geistlichen Amt oder in einer ähnlichen Stellung befindet. Aber sachlich hat das für den sächsischen Katholizismus wenig zu bedeuten. Kurz nach seiner Ernennung trat der sächsische Bischof Wahl in einer Predigt offen für die Jesuiten ein. Schon damals geriet das sächsische protestantische Bürgertum in eine starke Erregung, die neue Nahrung erhielt durch den ganz überraschend kommenden Berufswechsel des Prinzen Max, der den Offiziersrock mit dem Gewand des katholischen Priesters vertauschte. Seit dieser Zeit wird von protestantischer Seite die Entwicklung des Katholizismus in Sachsen mit Unbehagen verfolgt. Anlaß zu scharfen konfessionellen Zusammenstößen gab es, als die Abkommandierung evangelischer Offiziere und Kadetten zu Prozessionen in die katholische Hofkirche, eine alte Sitte, in weiteren Kreisen der Bevölkerung bekannt wurde. Seit Jahrzehnten wurde im sächsischen Bürgertum um keine ernste politische Sache so heiß gestritten wie damals um die „Kniebeugungsfrage", der König Albert ein kurzes, die Evangelischen voll befriedigendes Ende durch das Verbot derartiger Abkommandierungen bereitete. Kaum hatten sich die Gemüter wieder beruhigt, so gab ein anderer, heute noch nicht völlig aufgeklärter Vorfall abermals Anlaß zu einer heftigen Erregung. Der Kaplan Prinz Max, der Sohn des jetzigen Königs, hatte vor italienischen Arbeitern in Plauen eine Rede gehalten und es wurde behauptet, daß er darin den Ausdruck „infideli" in Beziehung auf die evangelische Bevölkerung Sachsens gebraucht habe. Zwar wurde der Gebrauch dieses Wortes in der angegebenen Beziehung nachdrücklich bestritten, aber die Wirkung auf die öffentliche Meinung war so gering, daß das Kultusministerium sich zu einer Auslassung im amtlichen „Dresdener Journal" genötigt sah, in der es heißt: „Es ist nach den eigenen Erklärungen Se. Königl. Hoheit des Prinzen Max anzunehmen, daß derselbe, schon um nicht eine erneute Erregung hervorzurufen und anderweiten Mißverständnissen und unliebsamen Erörterungen in der Presse aufgesetzt zu sein, in absehbarer Zeit selbst nicht auf den Wunsch zurückkommen wird, öffentliche kirchenamtliche Funktionen in Sachsen auszuüben. Sollte dieses aber doch geschehen, so wird die Staatsregierung der ihr gesetzlich obliegenden Verpflichtung, den öffentlichen Frieden zu schützen, ganz gewiß eingedenk bleiben." Der in den sächsischen katholischen Schulen eingeführte Katechismus ist jener des Jesuiten Deharbe; die Leiter der Schulen sind vielfach Kapläne. Man glaubt in Sachsen vielfach, daß manche von ihnen mehr Politiker als Geistliche sind. Als vor etwa zwei Jahren die Zentrumspresse das sächsische Kultusministerium mit dem Vorwurf angriff, es fördere die Abhaltung katholischer Gottesdienste für ausländische Arbeiter zu verhindern, antwortete die amtliche „Leipziger Zeitung" mit einer merkwürdigen Drehung. Das Blatt verlangte die sofortige Einstellung der Angriffe, geschehe das nicht, so werde es gezwungen sein, die sächsische Bevölkerung über das Treiben der Kapläne im Lande aufzuklären, insbesondere auch mitzuteilen, was einen bestimmten Kaplan veranlaßt habe, möglichst geräuschlos aus Sachsen zu verschwinden. Man war damals bei uns auf die weitere Entwicklung der Sache gespannt, aber die „Leipziger Zeitung" blieb stumm, wo es im Dienste von Wahrheit und Klarheit Pflicht gewesen wäre, recht vernehmlich die Stimme zu erheben.

Wie die „Inficiert-Affäre", so blieb auch die von dem Regierungsorgan aufgeführte „Kaplanwirtschaft" unaufgeklärt, aber die protestantische Bevölkerung zog natürlich aus diesen und anderen Vorgängen ihre Schlüsse. Zu diesen anderen Vorgängen ist namentlich eine römische Aufmerksamkeit für den Prinzen Max zu rechnen. Zu dessen Priesterweihe ließ ihm der Papst eine für diesen Zweck geprägte Denkmünze übersenden mit der bezeichnenden Umschrift: Es werde eine Herde und ein Hirte. Das „Katholische Kirchenblatt" schrieb fast zu derselben Zeit mit leicht verständlicher Anspielung auf die römischen Hoffnungen in Sachsen: „Erweck' einen Ritter Georg und in Sachsen — der siegreich dem Drachen sich zeige gewachsen!" Bald darauf setzte auch die Zentrumsagitation in Sachsen scharf ein, überall erstanden im Lande katholische Vereine und Konventikel, eine sehr eifrige ultramontane Propaganda brach los, ein heute täglich erscheinendes und völlig im agrarisch-ultramontanen Sinne geleitetes Zentrumsblatt wurde gegründet, zahlreiche barmherzige Schwestern wurden nach Sachsen gezogen, die namentlich auch in protestantischen vornehmen Familien tätig sind: überall fühlt man, daß mit großen Mitteln und nicht nur öffentlich, sondern auch in aller Stille gearbeitet wird.

Dieser katholische Vormarsch in Sachsen und die hier erwähnten einzelnen Vorgänge erklären es, daß sich in einem großen Teil des protestantischen Bürgertums konfessionelle Besorgnisse aufdrängten. Man sprach offen davon, es sei die Absicht Roms, sich im Dresdener Hof einen festen Stützpunkt in Norddeutschland zu schaffen, vor allem aber unablässig dahin zu streben, daß Sachsen „eine Herde und ein Hirte" sei und der Katholizismus die herrschende Konfession im Lande werde. Die Flucht der Kronprinzessin und die Hinüberspielung dieser Angelegenheit auf das politisch-konfessionelle Gebiet fand die Gemüter also dazu vorbereitet, auch in diesem Ehedrama die Hand der Beichtväter und Jesuiten zu suchen. Die Erklärung des sächsischen Kultusministeriums gegen derartige Befürchtungen ist zwar überall im Lande verbreitet, aber das Mißtrauen ist nach dieser Richtung, wie schon gesagt, geblieben und es wendet sich gegen die Regierung selbst.

In seinem jüngst erschienenen Werke über das sächsische Kirchenwesen äußert ein früherer Dresdener evangelischer Pfarrer, Professor Drews in Gießen, in protestantischen Kreisen bestehe der Verdacht, das Gesetz von 1876 werde von den Katholiken vielfach umgangen. Er hat den Eindruck gewonnen, daß der Staat die wichtigsten Bestimmungen über die Ausbildung katholischer Priester nicht mehr anwendet und von dem Recht des Dispenses Gebrauch gemacht wird. In die konfessionelle Zusammensetzung der Hofgesellschaft haben die Kammern nichts hineinzureden, aber über die Ausführung der Gesetze können sie von der Regierung Aufklärung verlangen. Besonders vermerkt wird ferner die starke Vermehrung der Katholiken in Sachsen. Von 1834 bis 1890 steigerte sich die Zahl der Protestanten um 113,6 Proz., der Katholiken um 360 Proz. Es gab 1890 im Lande 128 509 Katholiken, die sich 1901 auf rund 200 000 unter einer Gesamtbevölkerung von 4 100 000 vermehrt hatten. Diese Zunahme ist nicht auf einen großen Geburtenüberschuß, sondern auf die erhebliche Einwanderung namentlich aus den österreichischen Ländern zurückzuführen. In diesem starken Anwachsen der katholischen Bevölkerung finden die politischen Wünsche des sächsischen Ultramontanismus ihre kräftigste Stütze.

Im großen und ganzen ist diese Darstellung richtig. Namentlich muß zugegeben werden, daß dann offizielle Aufklärungen, die halb und halb in Aussicht gestellt wurden, unterblieben. Aber man muß sich auch vergegenwärtigen, daß das Ausbleiben solcher Aufklärungen ganz wesentlich auf einen Teil der Presse zurückzuführen ist, und zwar gerade auf den Teil, der jetzt von „Sturmläuten" und tiefem Mißtrauen gegen den Hof und die Regierung fabelt. Als wir zuerst die „Kniebeugungsfrage" anregten und auf die Abstellung der das protestantische Gefühl verletzenden Einrichtung drangen, wie oft mußten wir da, nicht nur in den üblichen anonymen Briefen, die in Sachsen ebenso gedeihen, wie die Sozialdemokraten, sondern auch in evangelischen Blättern die Anschuldigung lesen, wir säten Mißtrauen gegen König Albert und seine Regierung! Ein hervorragender evangelischer Geistlicher, der damals im „Leipz. Tagebl." werterhalt das Wort ergriff, mußte sich noch schlimmere Verdächtigungen gefallen lassen. Dasselbe Spiel wiederholte sich, als wir gegen das Auftreten des

## Feuilleton.

12]

### Frau Izuna.

Roman von Karl Tanera.

Nachdruck verboten.

„Bitte. Ich möchte ja gern möglichst viel von den Sitten und Gebräuchen meines neuen Heimatlandes kennen lernen."

„Ein Mann, der sich zum Harakiri entschlossen hatte, weil er dadurch die Ehre des Landesherrn oder die eigene zu retten glaubte, manchmal auch, weil er kein Mittel hatte, sich für erlittene Unbill zu rächen, in anderen Fällen, weil er als Diener seines Herrn und als Untertan seinem Fürsten den Treueschwur über das Grab halten wollte, oder dem dasselbe als Strafe befohlen worden war, teilte dies seinen besten Freunden mit. Man versammelte sich, wenn möglich, in einem feierlich hergerichteten, abgeschlossenen Raume oder im Freien. Der Selbstmordkandidat war weiß, d. h. in die Farbe der Trauer gekleidet. Vor ihm auf einem weißen Taburett lag ein dolchartiges, haarscharfes Messer in einer Scheide. Sein nächster Freund hatte ein ebenso scharfes Schwert. Zur Vollziehung des Harakiri setzte sich der Selbstmörder auf den Boden, seine Freunde standen hinter ihm, der mit dem Schwert hielt sich bereit, um ihm nach vollbrachtem Seppuku das Haupt vom Rumpfe zu trennen und ihn so von seinen Qualen zu erlösen. Nun schritt man zur Ausführung. Keine Gefühlsäußerung, kein Wort durfte einen Mangel von Selbstbeherrschung verraten. Mit fester Stimme trug der aus dem Leben Scheidende einen selbstverfaßten Abschieds- oder allgemeinen Sinnspruch vor. Dann ergriff er den Dolch, zog ihn ohne Zittern aus der Scheide und führte unter der weißen Verhüllung, damit kein Blut sichtbar wurde, mit sicherer Hand den Schnitt von rechts nach links aus. Gelang es ihm, durch ungeheure Ueberwindung noch den Dolch in die Scheide zurück zu stecken, so wurde er vom ganzen Volke so verehrt und bewundert, daß man noch nach Jahrhunderten seinen Namen als den eines Helden nannte.

Sein Freund wartete einen Augenblick, ob er eine solche Selbstbeherrschung habe, und beendete dann durch einen Schwertstreich seinen Todeskampf."

„Das ist ja fürchterlich. Und eine solche barbarische Sitte hat man wirklich verherrlicht?"

„Gewiß, gnädige Frau. Man verherrlicht sie noch jetzt. Zum Beispiel in Tokio wird das Grab der 47 Ronins noch stets von vornehmen und einfachen Japanern besucht, und man legt dort Visitenkarten nieder als Zeichen, wie man diese Selbstmörder noch nach zwei Jahrhunderten ehrt. Sie waren Reisige und Diener eines Daimio gewesen, welcher gegen einen Hofbeamten, der ihn verhöhnt hatte, im Palast des Schogun mit gezogenem Schwert vorgegangen war. Durch diesen Mangel an Selbstbeherrschung hatte er sein Leben verwirkt und mußte Harakiri machen. Seine 47 Diener warteten zwei Jahre auf eine Gelegenheit, ihren Herrn an dem Hofbeamten zu rächen. Endlich konnten sie ihn überfallen und erschlagen. Dann verzichteten sie auf die ihnen gebotene Möglichkeit zur Flucht, stellten sich dem Gericht und erhielten die Begünstigung, ebenfalls Harakiri zu machen. Nun zogen sie feierlich nach dem Grabe ihres Herrn, und dort führte einer nach dem andern den Selbstmord aus. Man begrub sie neben dem Daimio und ehrt täglich noch diese treuen Diener durch Besuche und Spenden von glimmenden, auf die Gräber gelegten Weihrauchbündeln."

„Aber jetzt gibt es doch eine so entsetzliche Sitte nicht mehr?"

„O ja, gnädige Frau. Erst in der neuesten Zeit kamen zahlreiche Selbstmorde aus ähnlichen Ursachen wie früher vor. Nach dem erst im Jahre 1895 vollendeten chinesisch-japanischen Kriege mußte Japan die eroberte Halbinsel Liaotung auf den Einspruch europäischer Mächte an China zurückgeben. Darüber waren vierzig der siegreichen Krieger so empört, daß sie die Schmach nicht länger tragen wollten, sondern sich selbst töteten.

Vor wenigen Jahren machte ein junger Offizier in einem Tempelhof zu Tokio Harakiri, damit ein Brief, den er hinterließ, wirklich dem Mikado übergeben werde. Darin wollte er nur auf das Anwachsen der russischen Macht im stillen Ozean und auf die darin für Japan beruhende Gefahr aufmerksam machen. — Ein anderes Beispiel ist noch bezeichnender. Sie wissen, gnädige Frau, daß der jetzige Zar als Thronfolger bei einer Reise nach Japan einem Attentat ausgesetzt war. Einige Tage nachher reiste ein Mädchen, namens Hata-Kenama, aus der gleichen Stadt wie der Attentäter gebürtig, nach der Provinzhauptstadt Kioto, und machte dort Harakiri, um die Schmach, die auf ihrer Vaterstadt ruhte, auszulöschen. Sie sehen, daß politischer Fanatismus oder gekränktes Ehrgefühl oder ähnliche Ursachen selbst jetzt noch in Japan zum Selbstmord führen. Daran wird sich auch sobald nichts ändern, weil man den Selbstmörder noch nach seinem Tode ehrt und als Helden preist."

„So etwas habe ich nicht für möglich gehalten. Es ist doch eigentlich der Ausdruck halben Wahnsinns."

„Wie man es nimmt, gnädige Frau. Es kann auch in einem sehr feinen Sinn für Ehre liegen. Jedenfalls halte ich es für keine der schlechten Seiten der Japaner."

Es kamen einige junge Herren und forderten Frau Izuna zur Teilnahme an einem neuen Spiel auf. Sie mußte folgen.

Am andern Tage erschienen zur linken Seite hohe Berge, man näherte sich denselben immer mehr, und gegen Mittag dampfte der „Friedrich der Große" zwischen romantischen Inseln hindurch nach Hongkong. In den wenigen Stunden des Aufenthalts lernten Julie und ihr Gatte unter der Führung des Generals die hübsche Stadt Viktoria mit ihren modernen asphaltierten, von hohen europäischen Häusern und Palästen eingefaßten Straßen, mit den schönen Parks und Anlagen kennen; sie fuhren mit der Drahtseilbahn auf den Hongkong Peak und genossen dort eine herrliche Aussicht, und sie erstaunten über den großartigen Hafen, in dem hunderte von Dampfern, großen und kleinen Segelschiffen, Booten und Kähnen ein ungemein belebtes Bild darstellten. Natürlich interessierte sich die junge Frau am meisten für die vielen Chinesen, welche den Hauptteil der 200 000 Einwohner von Hongkong bilden. Am abend setzte der „Friedrich der Große" seine Reise fort. Noch einmal hielt er im chinesischen Machtbereich. Es war in der Mündung des Yang-tse-Kiang vor Wusong, in der Nähe von Shanghai. Nach der Stadt Shanghai selbst konnten jene Passagiere, welche weiter reisen wollten, nicht fahren, da es zu unsicher erschien, ob sie wieder rechtzeitig an Bord zurückkommen könnten. Jene Reisenden, welche in Shanghai bleiben wollten, mußten in einem kleineren Dampfer des „Norddeutschen Lloyds" übersteigen und wurden durch diesen nach der noch etwa 10 Kilometer entfernten Stadt gebracht. Die vier Stunden, welche der „Friedrich der Große" in der Yang-tse-Kiang-Mündung lag, vergingen allen Passagieren wie im Fluge. Es befanden sich nämlich infolge der Wirren in China dort zahlreiche Kriegsschiffe der Verbündeten, darunter auch mehrere große deutsche.

Julie freute sich innig, die Flagge ihrer bisherigen Heimat so würdig vertreten zu sehen und machte ihren Gatten darauf aufmerksam. Plötzlich rief derselbe: „Da kommt eine japanische Gig."

Ein kleines Boot, von Matrosen in ganz europäischer Uniform gerudert, steuerte auf den „Friedrich den Großen" zu. Es trug eine weiße Flagge mit roter, strahlender Sonne. Ein junger Schiffsoffizier, ebenfalls ganz europäisch uniformiert, führte das Steuer.

„Das ist die Kriegsflagge unseres Vaterlandes, meine liebe Julie, das weiße Feld mit dem roten strahlenden Sonnenball, unser Staats- und Kriegsbanner. Mit dem Sonnenball ohne Strahlen gilt es als Nationalfahne. Sieh' nur, wie stramm und taktmäßig die Matrosen rudern. Sie stehen in der Disziplin keinen Seeleuten andrer Nationen nach."

„Darin muß ich Ihrem Gatten voll zustimmen, gnädige Frau", fügte der General hinzu. „Die Armee und die Kriegsmarine Japans haben sich vorzüglich entwickelt, und selbst ein alter Soldat wie ich, der in militärischen Dingen gewiß streng urteilt, muß sagen, die Japaner brauchen in dieser Beziehung keinerlei Konkurrenz zu scheuen. Sie haben sich im chinesischen Kriege bisher auch ganz vorzüglich gehalten, und man verdankt in erster Linie ihrer Tapferkeit und Ausdauer den Entsatz der Gesandtschaften in Peking."

„Ich danke Ihnen sehr, Herr General, für diese glänzende und schmeichelhafte Anerkennung, welche aus dem Munde eines so hohen deutschen Offiziers doppelten Wert hat."

„Bitte, Herr Professor, nur keine Komplimente. Ich äußere mich gegenüber der gnädigen Frau durchaus offen und ehrlich, ohne die geringste Schmeichelei. Ich wiederhole aber mit Freuden, daß ich die japanische Armee und Flotte für eine der besten auf der Erde halte und glaube, daß die meisten Völker sie um den vorzüglichen Geist, der in beiden steckt, beneiden dürfen."

Auch Julie freute sich sehr, einmal ein so uneingeschränktes Lob über japanische Verhältnisse von Herrn von Menzheim zu hören. Sie wußte ja, daß er nie etwas sagte, was nicht seine aufrichtige Meinung war. In diesem Augenblick entstand eine kleine Bewegung auf dem Promenadendeck. Die beiden japanischen Grafen erschienen in voller Galauniform. Gleichzeitig hatte die Gig am Fallreep angelegt, der junge, japanische Offizier erstieg das Deck, schritt auf die Offiziere zu und machte dem

SLUB
Wir führen Wissen.